

Zeitschrift: Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin
Herausgeber: Schweizerischer Nationalfonds zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung
Band: 32 [i.e. 31] (2019)
Heft: 120: Überraschung! Wir zeigen Gefühle : Emotionen im nüchternen Blick der Wissenschaft

Artikel: Monogamie gibts nur als Ausnahmezustand
Autor: Schipper, Ori
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-866223>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein Paar Galapagos-Albatrosse in trauter Zweisamkeit, die bei ihnen ein Leben lang anhält.

Monogamie gibts nur als Ausnahmezustand

Wieso paaren sich See-Elefanten-Bullen mit einem ganzen Harem von Weibchen? Und was bringt Albatrosse dazu, einander treue Partner zu sein und ihren Nachwuchs ein ganzes Jahr lang gemeinsam grosszuziehen? Aus der Sicht der Evolutionsbiologie stehen die Tiere vor einem Dilemma: Sie können ihre Energie in die Suche nach zusätzlichen Partnern stecken und damit mehr Nachwuchs generieren oder in die Brutpflege und dadurch die Überlebenschancen des existierenden Nachwuchses vergrössern.

Promiskuitive Verhältnisse sind viel wahrscheinlicher als monogame Fortpflanzungssysteme, fanden zwei Forscher heraus, indem sie dieses Dilemma neu analysierten. «Wir haben ein in sich geschlossenes mathematisches Modell erstellt, mit dem wir die gekoppelte Evolution des Paarungsverhaltens und der Brutpflege nachbilden können», sagt der Postdoc Arne Jungwirth, der mit einem SNF-Stipendium an die Universität Cambridge gezogen ist.

Die Monogamie scheint ein Ausnahmezustand zu sein, mit dem nur zu rechnen ist, wenn die Populationsdichte gering ist. Es gibt aber noch weitere Gründe dafür: Wenn die multiplen Partnerschaften aussergewöhnlich viel Energie kosten, etwa wenn sich der Fortpflanzungserfolg eines zweiten Vogelweibchens reduziert, weil der beste Nistplatz im Revier des Männchens schon von einem anderen Weibchen besetzt ist. «Unser Modell erlaubt es erstmals, nicht nur ein isoliertes Pärchen zu betrachten, sondern auch die ganze Population rundherum mit in den Blick zu nehmen», sagt Jungwirth.

Ori Schipper

A. Jungwirth and R.A. Johnstone (2019): Multiple Evolutionary Routes to Monogamy: Modeling the Coevolution of Mating Decisions and Parental Investment. *The American Naturalist* (2018)

Hirnform verweist auf Intelligenz

Jeder Mensch hat ein einzigartiges Gehirn mit Regionen unterschiedlicher Größe. Diese Hirnform ist vererbar, wie Forschende der Icahn School of Medicine at Mount Sinai in New York gezeigt haben. Mit dabei: der Berner Psychologe Dominik Moser.

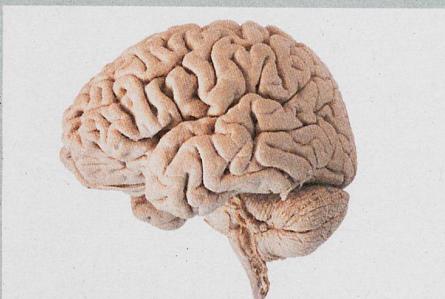
Für die Studie haben die Neurowissenschaftlerinnen Magnetresonanztomografie-Bilder der Gehirne von über 1700 gesunden Personen ausgewertet. Sie vermessen dafür in 64 verschiedenen Hirnregionen die Dicke der grauen Substanz. Daraus entwickelten die Forschenden einen eigenen personenbasierten Ähnlichkeitsindex (PBSI) – eine Zahl, die das Verhältnis der Formen verschiedener Hirnregionen zusammenfasst und mit dem Rest der Bevölkerung vergleicht.

Ein hoher PBSI steht für eine hohe Ähnlichkeit. Wie hoch der Wert ist, hängt mit der Fähigkeit zusammen, Probleme zu lösen, zu lernen und Muster zu erkennen – der sogenannten fluiden Intelligenz, bei der das Wissen keine Rolle spielt. Menschen mit durchschnittlicher fluider Intelligenz haben eine ähnlichere Hirnstruktur wie der Rest der Bevölkerung. Menschen mit hoher oder niedriger fluider Intelligenz sind den anderen weniger ähnlich.

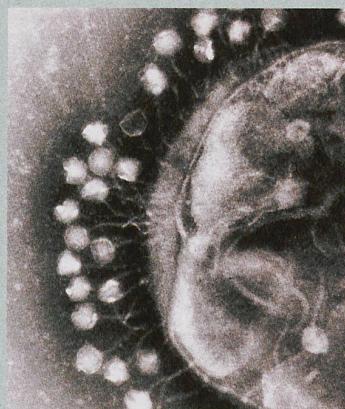
Eine erstaunliche Erkenntnis: Je höher der Body-Mass-Index, ein Mass für die Körperfülle, desto niedriger der PBSI-Wert. «Dieses Resultat gilt aber nur für Männer», sagt Dominik Moser. Man wisse jedoch nicht, ob Männer ein weniger ähnliches Gehirn haben, weil sie übergewichtig sind, oder wegen ihres speziellen Gehirns übergewichtig sind. «Das ist ein typisches Henne-Ei-Problem», so Moser. Der Messwert ist zwar zuverlässig, seine Nützlichkeit muss sich aber erst noch weisen.

Martin Angler

G.E. Doucet et al.: Person-Based Brain Morphometric Similarity is Heritable and Correlates With Biological Features. *Cerebral Cortex* (2018)



Nicht alle Hirnwunden sind gleich, aber manche sind gleicher.



Hier docken Viren an die Zellwand eines Bakteriums an. Und können es ausschalten.

Wenn Viren Bakterien töten

In der sogenannten Phagentherapie werden Bakteriophagen eingesetzt; das sind Viren, die Bakterien infizieren und abtöten – eine vielversprechende Alternative zu Antibiotika, die wegen resisterenter Bakterien an Wirksamkeit verlieren.

Phagen sind sehr wirtsspezifisch und müssen sorgfältig ausgewählt werden, damit sie ihr Ziel auch erreichen. Gegenwärtig erfolgt die Selektion mit langwierigen Tests im Labor. Um diesen Schritt zu beschleunigen, haben Forschende Computermodelle entwickelt, mit denen sich die Interaktionen zwischen Phagen und Bakterien auf der Grundlage ihrer Genome schnell und zu geringeren Kosten vorhersagen lassen. Die Studie wurde vom Schweizerischen Institut für Bioinformatik (ISB), von der Haute école d'ingénierie et de gestion des Kantons Waadt, der Universität Lausanne und dem Universitätsplatz Bern gemeinsam durchgeführt.

Die Prognosemodelle beruhen auf der Methode des überwachten maschinellen Lernens – ein statistischer Ansatz, bei dem ein Algorithmus aufgrund von Daten lernt. «Wir haben Informationen zu mehr als tausend Interaktionen zwischen Phagen und Bakterien gesammelt, deren vollständige Genome bekannt sind», erklärt Carlos Peña vom ISB, der die Studie leitete. Die Forschenden suchten in diesen Genomen nach Merkmalen, die im Zusammenhang mit möglichen Wechselwirkungen stehen. Das kann zum Beispiel die Struktur bestimmter Proteine sein. Diese Daten wurden anschliessend verwendet, um den Algorithmus zu trainieren, der darauf Interaktionen mit einer Erfolgsquote von rund 90 Prozent korrekt prognostizieren konnte. «Die Vorhersagen müssen natürlich noch im Labor getestet werden. Da die Tests aber gezielter vorgenommen werden können, lässt sich viel Zeit sparen», resümiert Carlos Peña. Nathalie Jollien

D.M.C. Leite et al.: Computational prediction of inter-species relationships through omics data analysis and machine learning. *BMC Bioinformatics* (2018)